

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Hélène Berr**  
**Pariser Tagebuch**  
**1942–1944**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## INHALT

*Vorwort von Patrick Modiano* 5

### Tagebuch

1942 15

1943 167

1944 255

### *Anhang*

*Briefe Hélène Berr* 287

*Nachwort von Mariette Job* 300

*Hélène Berr* Familie 311

*Anmerkungen zum Tagebuch* 312

*Zur deutschen Ausgabe* 329

1942

Dienstag, 7. April

4 Uhr

Ich komme ... von der Concierge Paul Valéry's. Ich habe mich endlich entschlossen, mein Buch abzuholen. Nach dem Mittagessen, die Sonne schien; es drohten keine Regenschauer. Ich nahm den 92er bis Étoile. Als ich die Avenue Victor-Hugo hinunterging, wurde mir bange. An der Ecke Rue de Villejust befiel mich einen Augenblick lang Panik. Doch sofort kam die Reaktion: »Ich muss für mein Tun die Verantwortung tragen. *There's no one to blame but you.*« Und ich habe mein ganzes Selbstvertrauen zurückgewonnen. Ich fragte mich, wie ich nur hatte Angst haben können. Letzte Woche, ja bis zu diesem Augenblick, fand ich es ganz normal. Mama hat mich unsicher gemacht, als sie mir zeigte, dass sie über meine Kühnheit sehr verwundert war. Sonst fand ich es ganz harmlos. Immer noch mein halb verträumter Zustand. Ich habe an der Nr. 40 geläutet. Ein Foxterrier stürzte sich bellend auf mich, die Concierge rief ihn zurück. Misstrauisch fragte sie: »Was gibt es?« Ich antwortete in meinem unbefangenen Ton: »Hat Monsieur Valéry vielleicht ein Päckchen für mich hinterlegt?« (Trotzdem wunderte ich mich *entfernt* über meine Dreistigkeit, aber nur sehr entfernt.) Die Concierge ging zurück in ihre Loge: »Auf welchen Namen?« – »Mademoiselle Berr.« Sie trat an den Tisch. Ich wusste im Voraus, dass es da sein würde. Sie

wühlte herum und reichte mir mein Paket, im gleichen weißen Papier. Ich sagte: »Vielen Dank!« Sehr freundlich antwortete sie: »Gern geschehen.« Und ich ging wieder, nachdem ich gerade einmal Zeit gehabt hatte zu sehen, dass mein Name in sehr klarer Schrift, mit schwarzer Tinte, auf dem Paket stand. Sobald ich auf der anderen Seite der Tür war, habe ich es ausgewickelt. Auf dem Titelblatt stand in der gleichen Schrift: »Exemplar von Mademoiselle Hélène Berr«, und darunter: »Beim Erwachen, so milde das Licht, und so schön dies lebendige Blau«, Paul Valéry.

Und Freude durchströmte mich, eine Freude, die mein Selbstvertrauen bestätigte, die im Einklang war mit der heiteren Sonne und dem reingewaschenen Himmelsblau über den wattigen Wolken. Ich bin zu Fuß nach Hause gegangen, mit einem kleinen Triumphgefühl bei dem Gedanken, was die Eltern sagen würden, und dem Eindruck, dass im Grunde das Außergewöhnliche das Wirkliche war.

\*

Jetzt warte ich auf Miss Day, die zum Fünfuhrtee kommen soll. Der Himmel hat sich plötzlich verfinstert, Regen klatscht an die Scheiben; es sieht fast bedrohlich aus, vorhin hat es geblitzt und gedonnert. Morgen wollen wir zum Picknick nach Aubergenville, mit François und Nicole Job, Françoise und Jean Pineau, Jacques Clère. Als ich die Treppen des Trocadéro hinunterging, dachte ich voller Freude an morgen; sicher wird es zwischendurch Aufheiterungen geben. Jetzt hat sich meine Freude verdüstert. Aber die Sonne wird wieder hervorkommen, es ist schon beinahe vorüber. Warum ist das Wetter so wechselhaft? Es ist wie ein Kind, das lacht und weint zugleich.

\*

Gestern Abend bin ich eingeschlafen, nachdem ich den zweiten Teil von *Der große Regen* gelesen hatte. Es ist wunderbar. Je weiter ich komme, desto größere Schönheit entdecke ich in diesem Buch. Vorgestern hatte ich die Szene zwischen Fern und ihrer Mutter, die beiden alten Jungfern. Gestern Abend dann die Überschwemmung, das Haus der Bannerjees und die Smileys. Ich habe das Gefühl, zwischen diesen Figuren zu leben. Ransome ist jetzt schon ein alter Bekannter, er ist sehr einnehmend.

\*

Der Abend war erfüllt von der Aufregung wegen morgen. Es war keine überschäumende, sondern eine unterschwellige Freude, die man zuweilen vergaß und die dann wieder sanft hervorkam. Wir trafen Vorbereitungen wie für den Aufbruch zu einer Reise. Der Zug fährt um acht Uhr dreiunddreißig. Ich muss um sechs Uhr fünfundvierzig aufstehen.

\*

Mittwoch, 8. April

Ich komme aus Aubergenville. So durchdrungen von frischer Luft, strahlender Sonne, Wind, Regenschauern, Müdigkeit und Vergnügen, dass ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht. Ich weiß nur, dass ich einen Anfall von Niedergeschlagenheit hatte, vor dem Abendessen, in Mamas Zimmer, ohne einleuchtenden oder erkennbaren Grund, aber die Ursache lag im Kummer darüber, dass dieser wundervolle Tag zu Ende ging, dass ich plötzlich getrennt war von seiner Atmosphäre. Ich habe mich nie daran gewöhnen können, dass angenehme Dinge zu Ende gehen. Ich war nicht gefasst auf diesen Anfall von Verzweiflung. Ich glaubte, diese kindischen Dinge vergessen zu haben, aber er kam, ohne dass ich es merkte, ohne dass ich versuchte, dagegen anzukämpfen.

Und dann habe ich beim Nachhausekommen eine Karte von Odile und eine Karte von Gérard vorgefunden, seine ist böse, verletzend. Er macht sich über mich lustig, über meine Karte. Ich erinnere mich nicht mehr, worum es ging, aber ich glaubte, er würde mich verstehen. Ich werde ihm im selben Ton antworten.

\*

Mir fallen gegen meinen Willen die Augen zu. Der Tag zieht in Bruchstücken durch meinen benommenen Verstand, ich sehe die Abfahrt vom Bahnhof bei prasselndem Regen und grauem Himmel vor mir; die Zugfahrt mit den fröhlichen Scherzen, das Gefühl, alles werde gutgehen an diesem Tag, der erste Spaziergang im Garten im nassen Gras, bei Regen, und ab dem kleinen Feld der plötzlich hervorbrechende blaue, sonnige Himmel, die Partie *deck tennis* vor dem Mittagessen, der Küchentisch und das sehr angeregte und sehr lustige Mittagessen, der Abwasch, bei dem alle mithalfen, Françoise Pineau, die systematisch Teller abtrocknete, Job, der sehr ordentlich wegräumte, mit der Pfeife im Mund. Jean Pineau, der immer nur eine Gabel oder einen Teller wegräumte und jedesmal lachte, wenn er dabei erwischt wurde, und mit ausweichender Geste die Arme hob; der Spaziergang die Straße entlang oben auf der Anhöhe, in der prallen Sonne, der heftige, kurze Regenguss, mein Gespräch mit Jean Pineau, der Rückweg ins Dorf, wo wir Jacques Clère wiedergesehen haben, der Spaziergang nach Nézel, unter einem reingewaschenen Himmel und mit einem immer weiteren und leuchtenderen Horizont, die sympathische Nachmittagsjause mit der ungesüßten Schokolade, die nach nichts schmeckte, dem Brot, der Marmelade; das Gefühl, dass alle glücklich waren, die Rückfahrt mit Denise und den beiden Nicles, die sich auf einer Bank zusammendrängten, damit

Job bei uns sitzen konnte, meine glühenden Wangen; das schöne Gesicht von Jean Pineau mir gegenüber, mit den hellen Augen und den energischen Zügen, der Abschied in der Metro, und das Lächeln aller, das die aufrichtige und offene Freude über den Tag ausdrückte. Das alles scheint mir seltsam nah und gleichzeitig seltsam fern. Ich weiß, dass es vorbei ist, dass ich hier in meinem Zimmer bin, und dennoch höre ich die Stimmen, sehe die Gesichter und Gestalten wieder, als wäre ich von lebendigen Gespenstern umgeben. Das ist so, weil der Tag nicht mehr vollkommen Gegenwart und noch nicht Vergangenheit ist. Die Stille um mich herum knistert von Erinnerungen und Bildern.

\*

Donnerstagmorgen, 9. April

Ich bin um sieben aufgewacht. Alles war durcheinander in meinem Kopf. Die gestrige Freude, die Enttäuschung von gestern Abend, der Zustand von *unpreparedness*, in dem ich mich heute befinde, weil ich vorgestern nichts über diesen Tag hinaus geplant habe, mein Ärger auf Gérard, der sich auflöst, sobald ich darüber nachdenke, denn im Grunde hat er recht, sich über mich lustig zu machen; das ernste und zugleich leidenschaftliche Gesicht Jean Pineaus im Zug; der Gedanke, dass Odile endgültig fort ist, gerade in dem Augenblick, da unsere Freundschaft sich allmählich entfaltete und vertiefte. Was soll ich jetzt ohne sie anfangen?

\*

Samstag, 11. April

Heute Abend habe ich unbändige Lust, alles hinzuschmeißen. Ich habe es *satt*, nicht normal zu sein; ich habe es satt, mich nicht mehr frei zu fühlen wie ein Vogel in der Luft, wie im letzten Jahr; ich habe es satt zu spüren, dass ich nicht das

Recht habe, so zu sein wie früher. Mir ist, als wäre ich an etwas Unsichtbarem festgebunden und könnte mich nicht davon entfernen, wie es mir passt, ich bin soweit, dass ich dieses Etwas hasse und es verzerre.

Am schlimmsten ist, dass ich mich mir selbst gegenüber vollkommen frei und unverändert fühle, aber dass ich den anderen, den Eltern, Nicole, selbst Gérard gegenüber, *gezwungen* bin, eine Rolle zu spielen. Weil sie trotz allem, was ich ihnen sagen könnte, überzeugt bleiben werden, dass sich mein Leben verändert hat. Je mehr Zeit vergeht, desto tiefer wird der Abgrund zwischen diesen beiden Welten. Es gibt das Ich, das sich jetzt mit aller Kraft danach sehnt, wieder das zu werden, was es vorher war, was es geworden wäre, wenn nichts geschehen wäre; und das Ich, von dem die anderen glauben, dass es zwangsläufig an die Stelle des anderen getreten ist. Vielleicht ist dieses letztere Ich eine Erfindung meiner Einbildungskraft. Nein, ich glaube nicht.

Je mehr Zeit vergeht, desto stärker verzerrt sich mir die Situation. Woher kommt es, dass ich sie jetzt als Beklemmung empfinde, vor der ich fast Hals über Kopf fliehe?

Aus diesem Grund habe ich heute Abend, als ich beim Heimkommen die Karte vorfand, auf der Gérard ankündigte, er werde mich vor Herbst nicht wiedersehen, seit Monaten zum ersten Mal geweint. Nicht weil ich Kummer hatte, sondern weil ich diese dumpfe Beklemmung so furchtbar satt habe. Ich habe diese falsche Situation so furchtbar satt, falsch gegenüber ihm, falsch gegenüber den Eltern, falsch gegenüber Denise, Nicole, Yvonne. Ich hoffte, dass wenigstens sein Besuch alles klären würde. Aber noch den ganzen Frühling und den ganzen Sommer so weiterleben... Und ich kann es niemandem verständlich machen. Als ich den Kopf hob, hatte ich Lust, irgendetwas herauszufordern,

ich sagte mir, ich würde mich rächen; mich austoben, ohne Hintergedanken, wenn die Sache jetzt so steht; und dann habe ich die Nachricht unter dem Wirrwarr des gegenwärtigen Lebens vergraben, um »morgen darüber nachzudenken«, weil ich genau wusste, dass es eine schlechte Nachricht war.

Mir ist völlig klar, dass ich selbst alles verzerre, woher kommt das?

Die Ursache: immer hat mich die Analyse zu dem gleichen Schluss geführt, nämlich dass ich *nichts* entscheiden kann, bevor ich ihn wiedergesehen habe und ihn besser kenne.

Alle sind bereit, dies gelten zu lassen; bloß glaube ich nicht, dass die Eltern verstehen, wie absolut und vorbehaltlos dieser Schluss für mich geworden ist: dass ich *absolut* nicht weiß, was geschehen wird; dass ich absolut keine bestimmte Lösung herbeiwünsche, dass ich warte, wie auf das Ergebnis eines Spiels, bei dem ich nicht mitspiele.

Wahrscheinlich kommt das von meiner Unfähigkeit, eine nicht ganz klare Situation zu akzeptieren. Ich ziehe gern Bilanz, vielleicht um mich zu befreien und wieder normal werden zu können. Das ist dem Verdruss sehr ähnlich, den jede tiefgreifende Veränderung des gewohnten Lebens mir bereitet. Denise würde sagen, dass ich eine »Stubenhockerin« bin.

Seit ich also zu diesem Schluss gekommen bin, warte ich auf das Spiel, das zu etwas vollkommen Gleichgültigem und Äußerlichem geworden ist; es ist das Einzige, worauf ich warte.

Bloß ist das, trotz allem, eine Anspannung, die mit der Zeit unerträglich wird. Und deshalb konnte ich den Gedanken nicht aushalten, dass sie noch länger andauern soll.

Und deshalb begann ich diese ganze Geschichte zu verabscheuen und karikiere sie nun fast absichtlich. Im Grunde

will ich mich nicht verändern; dass bei solchen Dingen eine Veränderung eintreten muss, ist unvermeidbar. Aber die Veränderung muss schnell geschehen, und vor allem soll Freude sie durchdringen, so wie es sein muss, wenn alles gut ist.

Wenn ich wollte, könnte ich mich heute Abend auf mein Bett werfen und weinen und Mama sagen, ich möchte mich mit aller Kraft an das klammern, was ich vorher war. Und Mama würde mich gewiss trösten, und ich würde mit dem Geschmack der Tränen einschlafen und auch mit der Ruhe des Friedens. Aber dann würde sich Mama im Zimmer nebenan noch ein wenig mehr sorgen.

Und ich weiß nicht einmal, ob ich das fertigbrächte. Es wäre *self-pity*, und ich bin hart geworden gegen mich selbst, weil ich glaube, dass in diesem Augenblick nichts dringender nötig ist. Nur deshalb; denn die Würde könnte mich nicht daran hindern. Würde gegenüber Mama wäre ein Verbrechen. Auch nicht, weil ich eine Gemütsregung oder ein Gefühl zur Schau stellen und ausschlachten würde, das ich im Grunde nicht empfinde, bloß um zu dem unvermeidlichen Ergebnis zu gelangen: es *cheap* zu machen. Denn alles, was ich sagen würde, wäre vollkommen aufrichtig und wahr. Aber ich will Mama keinen Kummer bereiten. Heute Abend hat Papa bereits einen Spoliationsbescheid erhalten, und Mama nimmt das alles auf ihre Schultern und lässt sich nichts anmerken.

*It sufficeth that I have told thee*, mein Blatt Papier; schon ist alles besser.

\*

Ich will an etwas anderes denken. An die irrealen Schönheit dieses Sommertages in Aubergenville. Dieser Tag hat sich in seiner ganzen Vollkommenheit entfaltet, vom Sonnenaufgang voller Frische und Versprechung, strahlend, bis hin zu

diesem so sanften und so ruhigen, so zärtlichen Abend, der mich vorhin umfing, als ich die Fensterläden schloss.

Heute Morgen bei der Ankunft, gleich nachdem die Kartoffeln geschält waren, bin ich in den Garten gelaufen, sicher, dass mich dort Freude erwartete. Ich habe die Empfindungen vom vergangenen Sommer wiedergefunden, frisch und neu, die wie Freundinnen auf mich warteten. Das blitzende Licht, das vom Gemüsegarten ausstrahlt, die Fröhlichkeit, die das triumphierende Hinaufsteigen in der Morgensonne begleitet, die in jedem Augenblick sich wiederholende Freude über eine Entdeckung, der feine Duft der blühenden Buchsbäume, das Summen der Bienen, das plötzliche Auftauchen eines Schmetterlings mit seinem unschlüssigen und ein wenig trunkenen Flug. Das alles *erkannte ich wieder* mit unbeschreiblicher Freude. Vor mich hin träumend habe ich da oben auf der Bank gesessen, habe mich von dieser Stimmung wiegen lassen, die so sanft war, dass sie mein Herz zum Schmelzen brachte wie Wachs; und in jedem Augenblick entdeckte ich eine neue Herrlichkeit, den Gesang eines Vogels, der in den noch kahlen Bäumen sein Lied probte, und den ich noch nicht bemerkt hatte, und der mit seiner Stimme plötzlich die Stille erfüllte, das ferne Gurren der Tauben, das Gezwitscher anderer Vögel; ich vertrieb mir die Zeit damit, das Wunder der Tautropfen auf den Gräsern zu beobachten, wenn ich ein wenig den Kopf neigte, konnte ich sehen, wie ihre Farbe von Diamant zu Smaragd und schließlich zu Rotgold wechselte. Einer wurde sogar rubinrot, man hätte meinen können lauter kleine Leuchfeuer. Plötzlich, als ich den Kopf nach hinten warf, um die Welt verkehrt herum zu sehen, wurde mir die wundervolle Harmonie der Farben in der Landschaft bewusst, die sich vor mir erstreckte, das Blau des Himmels, das sanfte Blau der Hügel, das Rosa, das Dunkel und die verschleierte Grüntöne der Felder, die ruhi-

gen Braun- und Ockertöne der Dächer, das friedliche Grau des Kirchturms, alles in sanftes Leuchten getaucht. Nur das frische grüne Gras zu meinen Füßen setzte einen härteren Akzent, als wäre es das einzig Lebendige in dieser Traumlandschaft. Ich sagte mir: »Auf einem Gemälde würde man dieses Grün inmitten all dieser Pastellfarben für unwirklich halten.« Doch es war wirklich.

\*

Mittwoch, 15. April

Ich schreibe hier, weil ich nicht weiß, mit wem ich reden soll. Ich habe gerade eine fast verzweifelte Karte voller Bitterkeit und Niedergeschlagenheit erhalten. Mein erstes Gefühl beim Lesen war fast Triumph darüber, dass es auch ihm wie mir erging. Das zweite war Entsetzen darüber, dass ich nicht einfach nach Belieben den Hebel meiner eigenen Gefühle umlegen kann, ohne dass ein anderer Mensch leidet.

Es gibt Sätze, die mich schaudern ließen – Ihr Weg weicht von dem meinen ab ... wir gehen schnurstracks in eine Sackgasse ... –, weil ich auf einmal den Eindruck habe, dass sie unbestimmte und dunkle Vorahnungen bestätigen, die ich immer gehabt hatte. Und jetzt habe ich Angst.

Was soll ich tun? Wir haben alle beide Kummer. Aber wir können ihn nicht gemeinsam tragen, wie es zwei andere Menschen tun könnten; denn wenn ich versuche, ihn zu trösten, würde ich ihm nur sagen, dass es mir so geht wie ihm, und würde ihm das nicht noch mehr Kummer bereiten? Wenn ich Zärtlichkeit in meine Antwort lege, würde ich lügen, oder es wäre Sentimentalität.

Zugleich habe ich das Gefühl, dass ich einen Unbekannten vor mir habe, einen männlichen Charakter, und dass ich keinerlei Erfahrung habe, und dass ich nicht weiß, wie ich mich ihm gegenüber verhalten soll.